



LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



MELITA MASCHMANN
FAZIT
Kein Rechtfertigungsversuch
© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-910266-16-2

30. Januar 1933! Wir haben diesen Tag beide in Berlin erlebt, aber damals kannten wir uns noch nicht. Erst an Ostern kamst du in meine Klasse. Welche Erinnerungen du mit dem »Tag der Machtergreifung« verbinden magst, weiß ich nicht. Sie werden von einer dunkleren Stimmung getönt sein als die meinen.

An diesem Tag sollte die Hausschneiderin ein Kleid meiner Mutter so ändern, dass ich es tragen konnte. Vor den ermüdenden Anproben fürchtete ich mich, aber die Schneiderin mochte ich gern. Dass sie lahmte und einen Buckel hatte, unterschied sie von allen anderen Menschen meiner Umgebung, und ich empfand einen unklaren Zusammenhang zwischen ihrer körperlichen Besonderheit und dem, was sie selbst ihre »sozialistische Gesinnung« nannte.

Der Tisch, an dem ich meine Schularbeiten machte – ich war damals gerade eben fünfzehn Jahre alt geworden – stand neben ihrer Nähmaschine, und wenn meine Mutter uns allein gelassen hatte, sprach sie manchmal über ihre politische Betätigung. Unter dem Aufschlag ihres Mantelkragens steckte, solange ich sie kannte, ein metallgestanztes Hakenkreuz. An diesem Tag trug sie es zum ersten Mal offen zur Schau, und ihre dunklen Augen funkelten, als

sie von dem Sieg Hitlers sprach. Meine Mutter reagierte mit Missbehagen. Sie fand es anmaßend, wenn ungebildete Leute sich mit Politik abgaben.

Aber gerade, dass diese Frau zu den kleinen Leuten gehörte, machte sie für mich anziehend. Ich fühlte mich aus demselben Grund zu ihr hingezogen, aus dem ich manchmal auch für unser Dienstmädchen und gegen meine Mutter innerlich Partei nahm. Heute weiß ich, dass der Widerstand gegen jede Äußerung bürgerlichen Standesdünkels, der sich früh in mir bildete, von der Auflehnung gegen die autoritäre Erziehungsweise meiner Mutter gespeist wurde. Sie erwartete von ihren Kindern den gleichen fraglosen Gehorsam, den sie von den Dienstmädchen oder dem Chauffeur unseres Vaters forderte. Durch diese Haltung drängte sie mich früh in die Opposition, die nicht nur pubertätsbedingten persönlichen Charakter hatte, sondern sich auch gegen das von meinen Eltern repräsentierte »Bürgertum« richtete.

Auf die Frage, welche Gründe junge Menschen damals veranlasst haben, Nationalsozialisten zu werden, wird es viele Antworten geben. Vermutlich hat der Gegensatz der Generationen und das Zusammentreffen der hitlerschen Machtübernahme mit einem bestimmten Pubertätsstadium dabei oft eine Rolle gespielt. Für mich war es ausschlaggebend: Ich wollte einen anderen Weg gehen als den konservativen, den mir die Familientradition vorschrieb. Im Mund meiner Eltern hatte das Wort »sozial« oder »sozialistisch« einen verächtlichen Klang. Sie sprachen es aus, wenn sie sich darüber entrüsteten, dass die bucklige Hauschneiderin so anmaßend war, sich politisch betätigen zu wollen. Am 30. Januar 1933 verkündete sie, dass jetzt eine Zeit anbrechen würde, in der die Dienstmädchen nicht

mehr am Küchentisch essen müssten. Meine Mutter hat stets vorbildlich für ihre Angestellten gesorgt, aber es wäre ihr absurd vorgekommen, Tischgemeinschaft mit ihnen zu haben.

Keine Parole hat mich je so fasziniert wie die von der Volksgemeinschaft. Ich habe sie zum ersten Mal aus dem Mund der verkrüppelten und verhärmten Schneiderin gehört, und am Abend des 30. Januar bekam sie einen magischen Glanz. Die Art dieser ersten Begegnung bestimmte ihren Inhalt: Ich empfand, dass sie nur im Kampf gegen die Standesvorurteile der Schicht verwirklicht werden konnte, aus der ich kam, und dass sie vor allem den Schwachen Schutz und Recht gewähren musste. Was mich an dieses fantastische Wunschbild band, war die Hoffnung, es könnte ein Zustand herbeigeführt werden, in dem die Menschen aller Schichten miteinander leben würden wie Geschwister.

Am Abend des 30. Januar nahmen meine Eltern uns Kinder – meinen Zwillingbruder und mich – mit in das Stadtzentrum. Dort erlebten wir den Fackelzug, mit dem die Nationalsozialisten ihren Sieg feierten. Etwas Unheimliches ist mir von dieser Nacht her gegenwärtig geblieben.

Das Hämmern der Schritte, die düstere Feierlichkeit roter und schwarzer Fahnen, zuckender Widerschein der Fackeln auf den Gesichtern und Lieder, deren Melodien aufpeitschend und sentimental zugleich klangen.

Stundenlang marschierten die Kolonnen vorüber, unter ihnen immer wieder Gruppen von Jungen und Mädchen, die kaum älter waren als wir. In ihren Gesichtern und in ihrer Haltung lag ein Ernst, der mich beschämte. Was war ich, die ich nur am Straßenrand stehen und zusehen durfte, mit diesem Kältegefühl im Rücken, das von der

Reserviertheit der Eltern ausgestrahlt wurde? Kaum mehr als ein zufälliger Zeuge, ein Kind, das noch Jungmädchenbücher zu Weihnachten geschenkt bekam. Und ich brannte doch darauf, mich in diesen Strom zu werfen, in ihm unterzugehen und mitgetragen zu werden.

Erinnere dich, mit welcher schmerzhaften Heftigkeit auch du damals nach etwas Wesentlichem suchtest. Später suchten wir in unzähligen Gesprächen gemeinsam danach. In diesem Alter findet man sein Leben, das aus Schularbeiten, Familienspaziergängen und Geburtstagsseinladungen besteht, kümmerlich und beschämend arm an Bedeutung. Niemand traut einem zu, dass man sich für mehr interessiert als für diese Lächerlichkeiten. Niemand sagt: »Du wirst für Wesentlicheres gebraucht, komm!« Man zählt noch nicht mit, wo es um ernste Dinge geht.

Aber die Jungen und Mädchen in den Marschkolonnen zählten mit. Sie trugen Fahnen, wie die Erwachsenen, auf denen die Namen ihrer Toten standen.

Irgendwann sprang plötzlich jemand aus der Marschkolonne und schlug auf einen Mann ein, der nur wenige Schritte von uns entfernt gestanden hatte. Vielleicht hatte er eine feindselige Bemerkung gemacht. Ich sah ihn mit blutüberströmtem Gesicht zu Boden fallen, und ich hörte ihn schreien. Eilig zogen uns die Eltern fort aus dem Getümmel, aber sie hatten nicht verhindern können, dass wir den Blutenden sahen. Sein Bild verfolgte mich tagelang. In dem Grauen, das es mir einflößte, war eine winzige Zutat von berauscher Lust: »Für die Fahne wollen wir sterben«, hatten die Fackelträger gesungen. Es ging um Leben und Tod. Nicht um Kleider oder Essen oder Schulaufsätze, sondern um Tod und Leben. Für wen? Auch für mich? Ich weiß nicht, ob ich mir diese Frage damals gestellt habe,

aber ich weiß, dass mich ein brennendes Verlangen erfüllte, zu denen zu gehören, für die es um Leben und Tod ging.

Wenn ich den Gründen nachforsche, die es mir verlockend machten, in die Hitler-Jugend einzutreten, so stoße ich auch auf diesen: Ich wollte aus meinem kindlichen, engen Leben heraus und wollte mich an etwas binden, das groß und wesentlich war. Dieses Verlangen teilte ich mit unzähligen Altersgenossen.

Schwerer wird es sein, zu erklären, wie mich dieser Anstoß über die zwölf Jahre bis 1945 hinwegtrug. Dass ich so lange am Nationalsozialismus festhielt, hängt mit Erlebnissen aus meiner frühen Kindheit zusammen. Es ist merkwürdig: Die »sozialistische« Tendenz, die im Namen dieser »Bewegung« zum Ausdruck kam, zog mich an, weil sie mich in der Opposition gegen mein konservatives Elternhaus stärkte. Im Gegensatz dazu wurde die nationale Tendenz mir bedeutsam, gerade weil sie dem Geist entsprach, der mich dort seit früher Kindheit durchdrungen hatte. Um dir verständlich zu machen, wie tief nationales Fühlen und Denken mein Leben von früh an mitbestimmte, muss ich hier ausführlicher auf meine Kindheit eingehen, als dir im Zusammenhang mit meiner Frage gerechtfertigt erscheinen mag. Aber meine Kindheitserlebnisse entsprachen den Erlebnissen einer ganzen Generation, die damals im rechtsgerichteten Bürgertum heranwuchs und aus der später viele junge Führungskräfte der nationalsozialistischen »Bewegung« und der Wehrmacht des »Dritten Reiches« kamen.

Meine Eltern waren eifrige Zeitungsleser. Ihr Meinungsaustausch über die politischen Neuigkeiten begann schon am Frühstückstisch. Noch ehe wir das kleine Einmaleins beherrschten, wussten wir, dass es rechts- und linksgerichtete

Parteien gab und dass die Eltern der Deutschnationalen Partei angehörten, für die der Beitrag allmonatlich von der »politischen Frau« einkassiert wurde. Diesen Namen hatte ihr mein Zwillingsbruder gegeben. Sie war eine verarmte Adlige, schon deshalb interessierten wir Kinder uns für sie, die immer dasselbe altmodische Reitkostüm trug. Mit schriller Stimme hörten wir sie über den Verlust ihrer ostdeutschen Heimat klagen. Auf den Ton der Klage war auch fast alles gestimmt, was unsere Mutter über politische Probleme äußerte. Ich habe später nie eine Gelegenheit gesucht, sie zu fragen, ob sie uns Kinder von früh an mit einer gewissen Planmäßigkeit politisch zu erziehen versucht hat; manches spricht dafür, dass es so war. Sie liebte Deutschland so fraglos wie ihre Heimatstadt oder wie ihre Eltern. Aber diese Liebe hatte nichts Freudiges. Unzählige Male schärfte sie uns ein: Deutschland hat den Weltkrieg verloren, obwohl kein Volk mutigere Soldaten hatte. Sein Land ist in einem schändlichen Diktatfrieden an allen Grenzen aufgerissen worden, seine Wirtschaft siecht an den Reparationszahlungen dahin, die die ehemaligen Feinde verlangen. Seine Kultur ist überfremdet. Es ist arm und sterbenskrank.

Längst ehe ich die Zusammenhänge durchschaute, ja ehe ich die Bedeutung des Wortes »Deutschland« begriff, liebte ich es, als etwas geheimnisvoll von Trauer überschattetes, unendlich Teures und Gefährdetes.

Mein Bruder und ich gingen noch nicht in die Schule, als unsere Mutter uns zum ersten Mal mit in ihre Heimat nahm. Damals war das Rheinland von den Franzosen besetzt. In einem Eisenbahnzug trafen wir die ersten farbigen Soldaten. Ihr Anblick überfiel mich mit Grauen. Wir flohen in ein leeres Abteil. Ich weiß nicht mehr, was

meine Mutter sagte, um uns zu beruhigen, aber es ist mir ein Schauer in Erinnerung geblieben, als hätte sich alles Elend Deutschlands in diesen schwarzhäutigen Männern verkörpert.

In unserem siebenten Lebensjahr wurden mein Bruder und ich eines Nachts von unseren Eltern aus den Betten geholt und ins Esszimmer getragen, in dem der Radioapparat stand. Es war Mitternacht. Um diese Stunde begann der Abzug der Besatzungstruppen aus dem Rheinland. Unsere Eltern schoben uns die Kopfhörer über die zerzausten Haare. »Hört ihr? Das sind die Glocken vom Kölner Dom. Die Engländer ziehen ab. Die Zeit der Besetzung ist vorbei. Unsere Heimat ist wieder ein freies Land.«

Aus den Hörmuscheln dröhnte es schreckenerregend und gewaltig. In den Augen der Eltern standen Tränen, und die Herzen der Kinder füllten sich mit einer Ahnung, dass dieses Deutschland ein angsteinflößend herrliches Geheimnis sein müsse.

Als Zehnjährige standen mein Bruder und ich zusammen mit vielen festlich gekleideten Menschen stundenlang am Fenster eines Hotels Unter den Linden und warteten auf den Augenblick, in dem ein alter Mann mit einem mächtigen, weißen Vierkantschädel, der sich würdevoll grüßend bewegte, unter uns vorbeifuhr. Hindenburgs achtzigster Geburtstag. Wir hatten Veilchensträuße in der Hand, die wir dem alten Mann zuwerfen durften. Von Ferne hörten wir die Lawine des Jubels anschwellend näherkommen. Unter dem Fenster stimmte jemand das Lied »Deutschland, Deutschland über alles« an. Der alte Mann in dem Auto war, soviel begriffen wir, etwas wie ein Vater für alle Deutschen. Von ihm hofften viele Menschen, dass er unser Volk aus der Not herausführen würde. Die Not hing mit

dem verlorenen Krieg zusammen. Nachträglich will es mir scheinen, als hätte es während meiner Kindheit unter den Erwachsenen kein häufigeres und mit leidenschaftlicherem Ernst erörtertes Gesprächsthema gegeben als den Weltkrieg. Es war das zweite, von Trauer und Klage umsponnene Geheimnis, in dessen Deutung man erst allmählich hineinwuchs, aber dessen Bitterkeit uns Gemüt und Bewusstsein durchtränkt hatte, seit dem Tag, an dem sie sich der Welt zu öffnen begannen.

Der Krieg war um Deutschland geführt worden, und er war verloren. Aber was hieß das? Ich erinnere mich, dass ich eines Tages in dem Reisebüro, in dem mein Vater angestellt war, längere Zeit zwei Ausländern gegenüber saß, die sich unterhielten. Damals dachte ich: Sollten fremde Menschen, so wie diese beiden Männer, deren Sprache ich nicht verstehe, die Absicht gehabt haben, in unser Land einzumarschieren und es zu ihrem eigenen Land zu machen? Wenn es so war, musste man die Fremden fürchten und hassen. Sie waren nicht bis nach Berlin gekommen, aber die Erwachsenen klagten immer wieder darüber, dass sie Stücke unseres Landes gestohlen hätten. Unzählige deutsche Männer waren von ihnen getötet worden, als sie verhindern wollten, dass die Fremden das Land raubten. Weil zu viele Männer unseres Volkes getötet worden waren, hatte es den Krieg verloren.

Diese Vorstellungen füllten sich erst allmählich mit Fleisch und Blut. Als der Nachbarsjunge im Krankenhaus gestorben war und nie mehr zurückkam, um mit uns zu spielen, bildete sich eine Ahnung davon, was es bedeutete, dass die Männer im Krieg gestorben waren. Brutal getötet, von feindlichen Menschen, wie die graue Katze, die der Portier totschlug, weil sie seine Hühner jagte.

In der Schublade, in der ich meine »Schätze« aufbewahrte, lag lange Zeit eine Fotografie aus einem Kriegsbuch, das einer meiner älteren Brüder fortgeworfen hatte und das von mir »ausgeweidet« worden war. Fünf Soldaten standen vor einem Erdhügel, die Köpfe gesenkt und die Stahlhelme in der Hand. Aus dem Hügel ragte ein Holzkreuz. Die Unterschrift ist mir noch genau in Erinnerung. Sie lautete: »Der zweite von links fiel am nächsten Tag.«

»Die Soldaten beten für einen Kameraden, der gefallen ist«, erklärte meine Mutter. »Er ist gestorben für Deutschland, und sie haben ihm ein Grab gemacht.«

»Wir haben auch ein Grab gemacht«, sagte mein Bruder, »neben dem Gartenhäuschen für die Schwalbe, die morgens tot am Zaun lag.«

Es war schrecklich, sie in der Hand zu halten. Etwas lebendig Gewesenes, steif und reglos, wie ein Stein. Das Grauen blieb tagelang in der Hand haften. Aber ein toter Mensch? Unausdenklich! Der Bruder zum Beispiel, der da neben dir steht, tot, steif und reglos, wie ein Stein? Man würde ihn in die Erde legen, der Sand würde in seine Augen und Ohren rieseln ...

Das Bild von den betenden Soldaten zog mich an und ängstigte mich zugleich: In ihm verbargen sich die beiden großen Geheimnisse: Gott und Tod, und waren verschränkt mit dem anderen Geheimnis: Deutschland!

Nach und nach bildeten sich Vorstellungen heraus, die einen konkreteren Inhalt hatten. Die politischen Gespräche der Eltern am Frühstückstisch, die im Zusammenhang mit ihrer Zeitungslektüre standen, unterrichteten uns über aktuelle Probleme. Etwa über den Ausgang einer Wahl, über Notverordnungen oder über Verhandlungen mit den ehemaligen Kriegsgegnern.

Einer meiner älteren Brüder machte sich den Spaß, mir den ersten lateinischen Satz beizubringen, den er selbst lernen musste: »Inter filios agricolae semper discordia erat.« Er erklärte mir zwar, was die Worte bedeuteten, und ich verstand es auch, trotzdem prägten sie sich mir als eine Formel für die ewige Uneinigkeit der Männer ein, die im Reichstag zusammenkamen, um das Geschick des deutschen Volkes zu lenken.

Der verzweiflungsvolle Kampf um eine Rettung der Demokratie, der damals dort ausgefochten wurde, ist von meinen Eltern nicht erkannt und gewürdigt worden. Man hörte die Erwachsenen immer nur über das wirre Gezänk dieses Parlaments schimpfen, und man begriff schließlich, dass es dort so wüst zugeing, weil die Deutschen in eine unsinnige Vielzahl von Parteien zerfallen waren, die einander bekämpften, und zwar im wörtlichen Sinne »bis aufs Messer«. In meiner Erinnerung will es mir scheinen, als sei kaum ein Tag vergangen, an dem meine Mutter nicht eine Meldung über einen politischen Mord aus der Morgenzeitung vorlas.

Man hatte wohl allen Grund sich zu schämen, dass es so war. Die Frau in dem altmodischen Reitkostüm sagte: »Früher, als es noch den Kaiser gab, haben die Deutschen sich nicht so gezankt. Damals konnte man stolz darauf sein, dass man ein Deutscher war. Jetzt bewerben sich die gewählten Vertreter des Volkes mit Tintenfassern ...«

Zu dem Elend, über das die Erwachsenen sich täglich beklagten, gehörte auch die Arbeitslosigkeit. Man konnte sich keine Vorstellung davon machen, was es bedeutete, wenn vier oder fünf oder gar sechs Millionen Menschen keine Arbeit hatten. Berlin hatte vier Millionen Einwohner. Es war die größte Stadt Deutschlands. Zu denken, dass

alle in Berlin lebenden Familien sich kaum an trockenem Brot satt essen könnten ...

Obwohl an unserer Haustür ein Schild angebracht war: »Betteln und Hausieren verboten!«, gab es Tage, an denen keine Stunde ohne das traurige Konzert von Leierkastenmännern oder Hofmusikanten verging, und oft genug klingelten zur gleichen Zeit Bettler an den Wohnungstüren: Es war nicht möglich, auch nur für eine kurze Frist zu vergessen, dass wir in einem armen Land geboren waren.

Eine Episode, die ich in meiner Erinnerung mit der Arbeitslosigkeit in Zusammenhang bringe, ist mir noch gegenwärtig. Der Sohn von Bekannten lag manchmal betrunken im Hinterhof, weil sein Vater ihm den Eintritt verwehrte. Unser Mädchen sagte dazu: »Der hat wieder sein Stempelgeld in einer Nacht versoffen.« (Tatsächlich war sein Verhalten wohl ganz untypisch für Arbeitslose, aber das spielt hier keine Rolle.) Eines Tages hörte man seine Mutter schreien wie von Sinnen. Da hatte er sich die Pulsader mit einem Küchenmesser aufgeschnitten. Wenige Stunden vorher war er mir begegnet: barfuß, in einem zerfetzten Militärmantel und mit einem kleinen Hund auf dem Arm.

Die Reihe dieser Erlebnisse könnte ohne Mühe fortgesetzt werden. Du wirst einwenden, meine Erinnerung habe eine tendenziöse Auswahl von Ereignissen und Fakten aufbewahrt. Das ist richtig. Diese Dinge prägten sich mir ein, weil sie in das durch die politische Orientierung meines Elternhauses vorgegebene Schema passten. Meine Eltern lehnten die Weimarer Republik ab. Bewusst und unbewusst lenkten sie das Augenmerk ihrer Kinder auf jene Tatsachen, die geeignet waren, das neue System in Misskredit zu bringen. Sie selbst starrten nur auf die Fehlschläge und hatten

keinen Blick für den verzweifelte Kampf der Männer, die die Republik retten wollten. Auch die ungewöhnlich reiche Entfaltung der geistigen und künstlerischen Schöpfungskraft jener Jahre kam ihnen nicht zu Bewusstsein.

Alle Ereignisse, die ich dir aufgezählt habe, wirkten in der gleichen Richtung: Sie bereiteten mich vor auf jenen unheimlichen und faszinierenden Appell des 30. Januar 1933, dem ich nicht widerstehen konnte, obwohl ich noch ein Kind und keineswegs ein frühreifes war.

Ich glaubte den Versprechungen der Nationalsozialisten, dass sie die Arbeitslosigkeit und damit die Not von sechs Millionen Menschen beseitigen würden. Ich glaubte ihnen, dass sie das deutsche Volk aus der Zersplitterung von mehr als vierzig politischen Parteien zu einer Einheit zusammenführen und dass sie die Folgen des Versailler Diktates überwinden würden. Wenn mein Glaube sich im Januar 1933 nur auf eine Hoffnung stützen konnte, so schien er bald genug auf Tatsachen hinweisen zu können. Aber jene Dinge sind dir nur zu vertraut. Was ich versuchen wollte, dir und deinen Kindern klarzumachen, mit denen du diese Fragen jetzt vielleicht zu durchdenken beginnst, ist, dass die im Bürgertum heranwachsende Generation, die bei der Machtergreifung Hitlers auf der Schwelle zwischen Kindheit und Jugend stand, in einer verhängnisvollen Weise darauf vorbereitet war, ein Opfer seiner »Ideen« zu werden; auch wenn die Eltern dieser Generation dem Nationalsozialismus feindlich gesonnen waren.

Du hast mir einmal erzählt, dass deine Schwester damals mit dem Wunsch nach Hause kam, in die Hitler-Jugend eintreten zu dürfen. Erinnerst du dich? Erst bei diesem Anlass erfuhr sie von euren Eltern, dass ihr Juden seid.